



## [ Kindererziehung ]

# «Einfache Lösungen funktionieren nicht mehr!»

Die Entwicklungspsychologin, Dozentin und Buchautorin Ulrike Zöllner über Erziehung in der Multioptionsgesellschaft, ehrgeizige Eltern und die Sehnsucht nach den alten Rollenmodellen.

INTERVIEW: KARIN KOFLER

### **Frau Zöllner, haben wir in der Schweiz einen Erziehungsnotstand?**

Ulrike Zöllner: Dass Eltern für ihren Erziehungsstil kritisiert werden, ist seit Generationen so. Schon in der Antike findet man dazu Aussagen. Heute ist der Begriff Notstand aber eher gerechtfertigt. Es ist eindeutig schwieriger geworden, Kinder zu erziehen.

### **Warum?**

Wir leben in einer Multioptionsgesellschaft. Diese Wahlmöglichkeiten erschweren die Aufgabe der Eltern. Jede Wahl bedeutet eine Abwahl, die es den Kindern zu erklären gilt. Hinzu kommt das hohe Wohlstandsniveau in unserer Gesellschaft. Man kann ein Kind heute nicht mehr übers Portemonnaie erziehen, denn es ist meistens gut informiert über die finanziellen Möglichkeiten der Eltern.

**Unsere Grosseltern hätten also ähnliche Probleme wie wir, wenn sie ihre Kinder unter den heutigen**

### **Umständen nochmals erziehen müssten?**

So ist es. Nicht die Qualität der Eltern hat sich verändert, sondern das Umfeld.

### **Heute pflegen viele Eltern einen partnerschaftlichen Umgang mit ihren Kindern. Sie beziehen sie in alle wichtigen Entscheide mit ein. Ist das ein Fehler?**

Nein, ich befürworte einen partnerschaftlichen Umgang mit den Kindern zur Autonomieentwicklung. Er setzt jedoch voraus, dass Eltern über ihre Grundsätze argumentieren können. Damit kommen viele Erziehende an ihre Grenzen.

### **Fehlt die Energie oder der Wille, um mit Kindern solche Diskussionen zu führen?**

Eltern haben heute eine Fülle von auch divergenten Funktionen wahrzunehmen. Auch sie sind Teil eines komplexen Systems. Das heisst, sie müssen nicht nur ihre Kinder erziehen, sondern parallel dazu auch ih-

ren eigenen Lebensweg weiterverfolgen – zum Beispiel im Beruf. Das kostet Energie und Zeit. Die Erziehungsberechtigten können sich auch nicht mehr auf ein funktionierendes soziales System innerhalb der Familie abstützen, wie das früher der Fall war. Erschwerend kommt hinzu, dass viele Väter und Mütter zum Zeitpunkt der Geburt ihre Elternrolle erst noch finden müssen.

### **Wie meinen Sie das?**

Zum einen fehlen in unserer stark individualisierten Gesellschaft, die von Distanz zur Herkunftsfamilie geprägt ist, vertraute Funktionsvorbilder. Zum anderen werden Eltern mit Fragen zu den eigenen Zielsetzungen konfrontiert. Plötzlich wird klar, dass persönliche Wünsche und Ziele nur mehr aufgeschoben oder nicht mehr realisierbar sind. Das setzt eine verunsichernde Neuorientierung in Gang.

**In Politik und Gesellschaft wird seit einiger Zeit wieder das Hohelied auf**



**Vollzeitmütter gesungen. Warum dieser Backlash?**

Ein gesellschaftlicher Backlash kommt immer dann, wenn die Menschen mit ihren Aufgaben überfordert sind. Die Rückkehr der Mütter an den Herd reduziert die Probleme, die wir haben, tatsächlich – aber nur auf den ersten Blick. In unserer komplizierten Welt funktionieren einfache Lösungen nicht mehr.

**Das sehen die Traditionalisten anders. Sie glauben, dass es für das Kind das Beste ist, wenn es die ganze Zeit von der Mutter betreut wird.**

Eine geschützte Kindheit nach diesen idealisierten Vorstellungen kann es nicht mehr geben und hat es auch nie gegeben. Die Wirklichkeit ist nicht zuletzt durch die Medien präsent. Erziehung ist Vorbereitung auf das Leben, und dieses präsentiert sich heute pluralistisch und widersprüchlich. Ein einseitiges Rollenmodell – Vollzeit-Betreuung versus Vollzeit-Ernährer – mag eine vordergründige Sicherheit geben, bereitet aber nicht auf das Aushalten und den autonomen Umgang mit gesellschaftlichen Spannungsfeldern vor.

**Also doch besser in die Krippe schicken?**

Eine qualitativ gute Krippe ermöglicht das für die Entwicklung eines

**Ulrike Zöllner** ist Dozentin für Psychodiagnostik und Entwicklungspsychologie und Leiterin Bereich Studium des Departements für Angewandte Psychologie der ZHAW. Die Fachfrau mit Doktorat in pädagogischer Psychologie ist auf Entwicklungspsychologie und Lebensberatung spezialisiert. In breiteren Kreisen bekannt wurde die Mutter von zwei Söhnen durch ihr Buch «Die Kinder vom Zürichberg», das in den 90er Jahren erschien und sich kritisch mit der Erziehung in der Wohlstandsgesellschaft auseinandersetzte.

Kindes zentrale soziale Lernen, das eine Kleinfamilie gar nicht mehr bereitstellen kann. Die Sicherstellung dieser Qualität ist auch eine gesellschaftliche Aufgabe.

**Haben Sie Ihre eigenen Kinder auch fremdbetreuen lassen, als diese klein waren?**

Nein, ich habe damals eine mehrjährige Arbeitspause eingelegt und mich voll um die Kinder gekümmert. Heute scheint mir dieses Organisationsmodell nicht mehr opportun. Die Wirtschaft verändert sich so rasant, dass ein längerer Berufsunterbruch schlicht nicht mehr drin liegt.

**Sie haben das Wohlstandsniveau als Problem angesprochen. Gerade in der Schule ist der Druck gross, das zu haben, was alle anderen haben. Als Eltern kann man sich diesem Konsumterror kaum entziehen.**

Wenn das eigene Kind behauptet, es sei das Einzige in der Klasse, das nicht über einen angesagten Konsumartikel verfüge, ist erst einmal Skepsis angesagt. Oft stimmt die Behauptung so nicht. Des Weiteren finde ich, dass gerade in diesen Fragen der Austausch unter den Eltern wichtig ist. Plötzlich merken sie, dass sie mit ihrer kritischen Haltung nicht allein sind, was stärkt.

**Aber Tatsache ist doch, dass die Ansprüche der Kinder stetig steigen.**

Deshalb haben aus meiner Sicht vor allem diejenigen Eltern, die in sehr guten Verhältnissen leben, die Aufgabe, den bewussten Verzicht zu demonstrieren. Ihre Kinder bilden für die anderen ja sozusagen den Benchmark. Wenn nun solche Kinder von «Leadern» zeigen, dass es auch die Budget-Trainingshose von der Migros tut statt diejenige von Puma, dann hat das eine starke und entlastende Signalwirkung.

**Was treibt Eltern dazu, sich von ihren Sprösslingen terrorisieren und beleidigen zu lassen, wie man**

**das in der Öffentlichkeit häufig beobachten kann?**

Heute bewegen sich die meisten von uns bis zum Zeitpunkt der Elternschaft in einem weitgehend kinderlosen Umfeld. Dadurch entsteht ein Erfahrungsdefizit, das mit Idealbildern kompensiert wird. Die Eltern stellen sich vor, dass sie mit dem Kind eine harmonische, kumpelhafte Beziehung aufbauen können. Bis sie merken, dass das nicht funktioniert, ist es oft zu spät. Das Kind hat bereits die Überhand.

**Sie müssten also lernen, früher Grenzen zu setzen, statt die Tochter zur besten Freundin empor zu stilisieren?**

Es geht nicht nur um Grenzsetzung im Sinne von Nein sagen, sondern auch um Abgrenzung. In unserer erfolgsorientierten Gesellschaft ist die Versuchung gross, die eigenen Wünsche ins Kind zu projizieren. Das verleiht ihm ein für beide Seiten destruktives Machtpotenzial. Der Misserfolg des Kindes wird zum Misserfolg der Eltern und umgekehrt. Gerade in der Schule ist das ein Problem.

**Sie denken an übertrieben ehrgeizige Eltern?**

Ja. Die mangelnde Abgrenzung führt dazu, dass Eltern in ihrem Narzissmus nicht wahrhaben wollen, dass ihr Kind durch die Augen des Lehrers anders beurteilt wird als von ihnen selber. Das wichtige Korrektiv der Fremdbeurteilung kann damit nicht entwicklungswirksam werden.

**Wie können die Probleme in der Erziehung bekämpft werden?**

Die Eltern müssen in ihren Aufgaben konsequenter unterstützt werden. Elternvereine spielen dabei eine wichtige Rolle. Hier können wichtige Erziehungsfragen diskutiert, Fachreferenten, wie wir es sind, beigezogen werden. Das gibt den Eltern Sicherheit im Umgang mit dem Kind.

**Aber in den Elternvereinen engagieren sich doch genau**

**diejenigen Eltern, die es am wenigsten nötig haben.**

Es ist tatsächlich schwierig, alle Eltern zu erreichen. Viele glauben, sie müssten mit ihren Problemen allein fertig werden. Deshalb sind niederschwellige Angebote und besonders Vorträge, bei denen man sich nicht persönlich exponieren muss, aber auch die stetige Mund-zu-Mund-Propaganda hilfreich. Wichtig ist auch die Unterstützung auf Gemeindeebene.

**Und wer soll diese verstärkte Elternarbeit fördern und bezahlen?**

Ganz klar der Staat. In der Welt, wie wir sie heute haben, kann Erziehung und Kinderbetreuung nicht mehr reine Privatsache sein. Auf der einen Seite werden Arbeitskräfte gefordert, die qualifiziert sind und produktiv. Auf der anderen Seite lässt man die Eltern mit all ihren familiären Belastungen allein. Das geht für mich nicht auf.

**Was bedeutet diese Situation für eine Fachhochschule wie die ZHAW?**

Die Nachfrage nach Erziehungsberatung wird in den nächsten Jahren stark steigen. Für mich bedeutet dies, dass wir unseren starken Praxisbezug in der Lehre unbedingt beibehalten und unser Curriculum entsprechend ausrichten müssen. Wir Professoren dürfen zudem nicht im Elfenbeinturm der Theorie bleiben, sondern müssen den Bezug zur Basis lebendig halten, um zu wissen, wie sich konkret in Kinderzimmern und Klassen die Probleme darstellen.

**Denken Sie über neue Ansätze in der Ausbildung nach?**

Mit unserer neuen Vertiefungsrichtung Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie wollen wir die Beratungskompetenz unserer Studierenden in Richtung einer Psychologischen Lebensberatung weiter stärken. Mit anderen Worten: Wir bilden Fachleute aus, die Menschen an der Schwelle zu neuen Lebensphasen coachen können – zum Beispiel beim Übertritt in die Elternschaft. ■

I LOVE  
YOU  
VERY  
MUCH

## [ Jugendsprachforschung ]

# Heymann, gömmmer Migros?

Beherrschen Jugendliche von heute ihre eigene Muttersprache nicht mehr? Drei Sprachforscherinnen der ZHAW sind überzeugt, dass junge Menschen viel mehr sprachliche und soziale Fähigkeiten besitzen als allgemein angenommen.

FRANZISKA EGLI

**I**ch so zu ihm: uh. So: uh. So: uh.» Worauf seine Kollegin antwortet: «Ohgott!» Wer etwa in der S-Bahn eine Konversation zwischen zwei Jugendlichen mithört, schüttelt nicht selten ratlos den Kopf. Zeigt das Beispiel, dass unsere Sprache tatsächlich verlottert – wie manche Lehrpersonen, Linguistinnen und Autoren dies schon seit Jahren behaupten? Oder führt uns Jugendsprache lediglich direkt und unverblümt den gesellschaftlichen Wandel vor Augen (und Ohren)?

### **Analyse erlaubt interessante Einsichten**

Für Erika Werlen, Forschungsleiterin am Departement Angewandte Linguistik der ZHAW, verbirgt sich in der Sprache Jugendlicher ungemein viel Potenzial. Werlen platziert diese Aussage mit gutem Grund: In einem vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Projekt untersuchten sie und die beiden Projektmitarbeiterinnen Fabienne Tissot und Esther Galliker während gut zweier Jahre die

Sprache Jugendlicher in der Deutschschweiz.

Dazu begleiteten Werlen, Tissot und Galliker zwölf unterschiedlich grosse Gruppen von Schülerinnen und Schülern zwischen 16 und 18 Jahren. Den Fokus legten sie auf die vier Dialektregionen Zürich, Basel, Bern und Zentralschweiz. Wichtig bei der Auswahl der jungen Leute war, dass sie den lokalen Dialekt sprachen – also aus Schweizer Familien stammten oder zumindest in der Schweiz aufgewachsen waren.

Die zahlreichen Gespräche, welche die Jugendlichen untereinander führten und aufzeichneten, lieferten eine Fülle von Datenmaterial. Die Auswertung dieser Daten im Hinblick auf Sprachstile und sprachliche Ressourcen im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache erlaubt eine erstaunliche Einsicht in die sprachlichen und damit sozialen Fähigkeiten junger Menschen.

«Die eine Jugendsprache gibt es nicht», betont Werlen. Jede Gruppe habe ihre eigene Sprachform und

setze diese – ähnlich wie Musik oder Kleider – als Identifikationsmittel ein. Dazu gehöre aber viel mehr als nur die Verwendung von besonders «coolen» Wörtern und Redewendungen oder «balkanesisch» eingefärbter Aussprache.

### **«Jugendsprache ist wie ein Motor»**

Gemäss Werlen sind junge Menschen heute mit der Sprache äusserst kreativ. «Sie picken sich nach Belieben einmal gehörte Wörter, Redewendungen oder Sätze heraus und kombinieren sie mit ihrer eigenen Sprache.» Dass dabei auch grammatische Regeln missachtet werden, stört niemanden (oder wäre «s'Beschte wos je hets gits» sonst je zum Jugendwort des Jahres 2009 gewählt worden?). So entsteht laufend Neues, das auch immer wieder Eingang in den Sprachgebrauch Erwachsener findet. «Jugendsprache wirkt oft wie ein Motor auf die gesamte Sprachentwicklung», bringt es Fabienne Tissot auf den Punkt.

## Forschung in Angewandter Linguistik an der ZHAW

Die Angewandte Linguistik richtet ihr Augenmerk auf Sprache und Kommunikation in konkreten Situationen. Alle drei Institute des ZHAW-Departements Angewandte Linguistik betreiben aktiv Forschung in diesem Bereich:

Das **IUED Institut für Übersetzen und Dolmetschen** erforscht Übersetzungsprozesse verschiedenster Art und Kommunikationsformen, in denen mehrere Sprachen verwendet werden. In einem aktuellen Projekt geht es etwa darum herauszufinden, welche Strategien Fachpersonen beim Übersetzen anwenden. Die Ergebnisse dürften europaweit Beachtung finden.

Das **IAM Institut für Angewandte Medienwissenschaft** untersucht Kommunikation im Journalismus und in Unternehmen. Ein wichtiger Fokus liegt dabei auf der Vermittlung von Wissen.

Mit vorwiegend didaktischen Fragestellungen – etwa wie Deutsch als Fremdsprache unterrichtet werden könnte – befasst sich das **ISBB Institut für Sprache in Beruf und Bildung**.

► [www.linguistik.zhaw.ch](http://www.linguistik.zhaw.ch)

## Sprache als Spiegel der Gesellschaft

Die gesellschaftliche Entwicklung widerspiegelt sich wohl nirgends unverfälschter als in der Sprache Jugendlicher. Etwa die Schnelllebigkeit von heute: Junge sind Weltmeister, wenn es darum geht, Inhalte zu verkürzen. Aus «ich hab Dich lieb» wird kurzerhand «hdl». Zudem lassen sich mit den neuen Kommunikationssystemen und -plattformen wie SMS, Facebook und Twitter Botschaften in Windeseile auf der ganzen Welt verbreiten – Globalisierung lässt grüssen. Und natürlich ist es kein Geheimnis, dass auch die zunehmende Migration in der Jugendsprache Spuren hinterlässt. «Heymonn, gömmer Migros», heisst es dann in mancher Schüler-Mittagspause.

## Schlummerndes Potenzial nutzen!

«In diesen Fähigkeiten der jungen Leute steckt grosses Potenzial. Nur wurde es noch viel zu wenig erkannt», resümiert Werlen. «Jugendliche können sich unglaublich rasch an verschiedene Situationen anpassen. Sie reden etwa problemlos Bal-

kanslang auf dem Pausenplatz und gehobene Standardsprache in der Lehrabschlussprüfung.» Dank dem Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen mit Migrationshintergrund kennen sie auch die Wirkung von Sprache in unterschiedlichem kulturellem Kontext – eine äusserst wertvolle Kompetenz für alle, die im internationalen Umfeld arbeiten. «Wer Sprache wie viele Jugendliche dazu nutzen kann, bewusst Nähe oder Distanz zu schaffen, ist definitiv im Vorteil», so Werlen.

## Parallelen und Abweichungen zu Europa

Der Vergleich mit Studien aus anderen europäischen Ländern zeigt den Forscherinnen, dass die Strukturen von Jugendsprache überall ähnlich sind. Allerdings gebe es auch signifikante Unterschiede: «Während in der Schweiz zum Beispiel regionale Dialekte nicht mit dem sozialen Hintergrund der Sprechenden Person in Verbindung gebracht werden, wird man in Deutschland mit einem schwäbischen Dialekt sofort als «Landpomeranze» abgestempelt», weiss Werlen aus eigener Erfahrung. Gerade in Deutschland fehle das Bewusstsein dafür, dass man in anderen deutschsprachigen Regionen wie der Schweiz nicht vom Dialekt auf den sozialen Status des Redners schliessen könne.

## Die Lehre profitiert

Die Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt von Werlen, Tissot und Galliker sollen direkt in den Unterricht der ZHAW einfließen. Wie Werlen erzählt, ist sogar bereits eine Anfrage für ein Folgeprojekt eingegangen, aus dem innovative Ansätze für die duale Berufsbildung resultieren sollen. Damit bleibt die Hoffnung, dass das Potenzial jugendlicher Sprachsozialkompetenz in Zukunft stärker genutzt wird. ■

► [www.jugendsprache.ch](http://www.jugendsprache.ch)

**Forschungsleiterin Erika Werlen in  
mitten ihres Forschungsteams zur  
Schweizer Heavy-Metal-Szene**



# Jugend: Stark auffällig oder auffällig stark?

**A**n einem Sonntagvormittag steigen drei Jugendliche durch den Lüftungsschacht einer Tiefgarage und bedecken alle Autos mit dem klebrigen Schaum der Feuerlöcher. Wie sie sagen, war ihnen langweilig

Solche Geschichten – so selten sie auch sein mögen – passen wunderbar zur wachsenden Zahl von Verhaltens- und Gesundheitsproblemen, und auch ein Hinweis auf die zunehmende Verrohung von gewaltbereiten Jugendlichen darf nicht fehlen. Risiken und Probleme nehmen zu. Und werfen einen dunklen Schatten auf die Jugend allgemein. Jugend erscheint vielen Erwachsenen als riskant, fremd und bedrohlich. Mit den Worten Aristoteles: «Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes, wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt. Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen.» Schwierigkeiten gab es wohl schon früher. Und überkritische Erwachsene auch. Dramatisch wird es erst, wenn das Verhalten die zentralen Werte einer Gesellschaft in Frage stellt. Sachbeschädigung, Diebstahl, Drogenmissbrauch, Gewalttaten und vieles mehr sind bedrohlich, nicht zuletzt für die Jugendlichen selbst. Aber es sind Probleme, die sich nur bei wenigen verfestigen. Stattdessen beeindruckt viele Jugendliche mit ihren Kompetenzen, Stärken und ihrer grossen Einsatzbereitschaft. Die Frage ist berechtigt: Ist die Jugend heute stark auffällig oder doch auffällig stark?

Es gibt genügend Gründe im Übergang zum Erwachsenenalter, die Orientierung zu verlieren. Körperliche, emotionale und soziale Veränderungen verlangen eine Neudefinition der eigenen Person und eine Neubestimmung des eigenen Lebens. Zugleich fordern Schule und berufliche Bildung höchste Aufmerksamkeit und Anstrengung. In einer Zeit, in der viel Unterstüt-



**PROF. CHRISTOPH STEINEBACH,**  
Direktor des Departements  
Angewandte Psychologie der ZHAW, und  
**VIOLA STEINEBACH,**  
Schülerin,  
haben den Text gemeinsam verfasst.

zung gebraucht wird, sind Eltern und Lehrer eher ratlos. Meist bieten sie Lösungen erster Ordnung, d.h. «mehr von dem»: Mehr Schule, mehr Hausaufgaben, mehr Druck. Es ist erstaunlich, dass sich nicht noch mehr Jugendliche offen verweigern. Dabei hätten sie selbst die besten Entschuldigungen. Für die Jugendlichen sind oft die Erwachsenen an allem Schuld. Eine gute Entschuldigung wäre aber auch: «Ich bin halt in der Pubertät!» Oder: «Mein Hirn ist im Umbau, deshalb bin ich so chaotisch!» Die Eltern nehmen solche biologischen Argumente gerne auf, insbesondere wenn sie von Fachleuten kommen. Denn die neurobiologischen Argumente entschuldigen auch die Eltern. Was kann Erziehung schon gegen hormonelle Umstellungen oder neurobiologische Umbauprozesse ausrichten!

Aber offensichtlich ist das Jugendalter immer wieder auch eine Erfolgsgeschichte. Für viele ist die Jugendzeit eine wichtige Lebensphase, reich an Erlebnissen, Erfahrungen, Erfolgen. Den Befunden der Pisa-Studie, den Aufzählungen von Verhaltensproblemen im Kindes- und Jugendalter, der neuen Gewalteskalation steht beeindruckendes Engagement im Sportverein, bei

den Pfadfindern, in der Gemeinde entgegen. Statt sich gegenseitig zu gefährden, unterstützen sich Jugendliche und liefern so eine Geborgenheit, die ihnen die Welt der Erwachsenen nicht bietet.

Was brauchen Jugendliche? Gebraucht werden Orte, an denen Jugendliche sich zugehörig fühlen, Gemeinschaft erleben, Geborgenheit erfahren. Sie brauchen Orte, an denen sie sich als kompetent erleben. Sie brauchen Orte, an denen sie unabhängig sind von den Eltern, Geschwistern, von der eigenen Familie. Und sie brauchen Orte, die Sinn machen, an denen sie sich einsetzen können und anderen helfen können. Für Erwachsene sind solche Orte – wenn das Leben gut läuft – die Familie, der Betrieb, der Verein, in dem sie sich engagieren. Jugendliche müssen diese Orte erst finden. Aber sie können diese nur finden, wenn es sie auch gibt. Hier liegt also die grosse Verantwortung der Erwachsenen. Sich sorgen um die Jugend, bedeutet Orte zu schaffen, in denen Jugendliche zusammen sein, Sinnvolles tun und hilfreich sein können für andere. Solche Orte sind keine Plätze, die man einmal herrichtet, wie Bänke im Park oder eine alte Hütte als Jugendtreff. Es sind Orte, die die Unterstützung der Erwachsenen brauchen, ihr Wohlwollen, aber auch ihre Begleitung. Es geht gleichzeitig um Zugehörigkeit und Unabhängigkeit, es geht um die Fähigkeit, Herausforderungen zu meistern und sich erfolgreich und mit viel Kraft und Stärke für andere einzusetzen. All das verdient unseren höchsten Respekt!

Das Jugendalter kann anstrengend und dramatisch, chaotisch und voller Konflikte sein. Aber das gilt auch für das Erwachsenenalter. Die Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Autonomie, nach Kompetenz und Sinn sind die gleichen. Das verbindet die Jugendlichen mit den Erwachsenen. Gute Entwicklung geschieht im Dialog. Wir sollten also im Gespräch bleiben. ■



## [ Familienmahlzeiten heute ]

# Am Mittagstisch wird erzählt

Was charakterisiert Familienmahlzeiten und welche Rolle spielen sie im Alltag? Stimmt es, dass das gemeinsame Familienessen am «Schwinden» ist oder stellt es im Gegenteil einen Ort des Zusammentreffens dar?

ARMIN ZÜGER

**W**em läuft nicht das Wasser im Munde zusammen beim Gedanken an ein üppiges mehrtündiges Mahl im Kreis der Familie – möglichst einer italienischen – mit Mamma und Nonna und Bildern von überfüllten Antipasti-Tellern, Prosciutto, Salami; von selbst gemachten Tortelli, Fettucine; einem Brasato al Barolo con contorno; gutem Wein und zum Abschluss einem Tiramisù mit Caffè Corretto? «Solche idealtypischen Vorstellungen und Sehnsüchte von Familienmahlzeiten sind bei uns allen präsent», sagt Christine Brombach, promovierte Ernährungswissenschaftlerin und seit Ende 2006 Dozentin am Departement Life Sciences und Facility Management der ZHAW in Wädenswil, «aber die Pragmatik von Familienessen in unserem Alltag hat sich stark verändert» – auch in Italien – muss man hinzufügen.

### **Eine europäische Studie zum familiären Essalltag**

Christine Brombach weiss, wovon sie spricht, hat sie doch vor einigen Jahren an der Universität Giessen den deutschen Teil einer europäischen

Studie betreut, die das Ess- und Kochverhalten des familiären (Ernährungs-)Alltags untersuchte: Everyday Eating in Europe – A four-country qualitative Study of Urban Households. Die Studie wurde in Kopenhagen, London, Stockholm und eben Frankfurt-Giessen gleichzeitig durchgeführt. Mittels qualitativer Interviews wurde in vierzig Familien jeweils die Person befragt, welche hauptsächlich für den Nahrungseinkauf und das Kochen zuständig war. Und zwar nur in Haushalten mit zwei berufstätigen Elternteilen (Teil- oder Vollzeit) und mindestens einem Kind zwischen 13 und 16 Jahren.

### **Traditionelle Rollenaufteilung auch heute noch**

In Deutschland waren die Befragten alles Frauen, was deutlich zeigt, dass Mütter nach ihrem eigenen Selbstverständnis und dem ihrer Familien nach wie vor für die Nahrungsvor- und -zubereitung als zuständig gelten, selbst wenn diese Frauen genau wie ihre Männer berufstätig sind.

Der moderne Vater möchte sich zwar einbringen und seine Aufgaben in der Familie wahrnehmen. Es zeigte

sich aber bei den Befragungen, dass dieser Wunsch an den Alltagsrealitäten scheitert. Brombach erklärt, sie hätte nie gedacht, dass bei den vorwiegend sehr gebildeten, berufstätigen Frauen ein derart traditionelles Rollenbewusstsein herrscht, was Mahlzeitenzubereitung anbelangt. Einige der befragten Frauen beklagten sich zwar, dass bei der Familiengründung das bisher paritätische Rollenverhalten – mein Mann hat genauso viel gekocht und im Haushalt gemacht wie ich – gekippt ist zugunsten eines traditionellen Rollenmusters. Verantwortlich dafür sind ökonomische Aspekte: Der Mann, der zur Arbeit geht, verdient in der Regel mehr und Teilzeitstellen sind eher in weiblichen Berufsfeldern möglich.

### **Die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist aktuell**

Das Dilemma der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Frage nach der Verantwortung für die Familienernährung sind hochaktuell. Und das Ergebnis der Studie, dass Frauen – trotz Berufstätigkeit – weiterhin die Rolle der Versorgerin der Familie übernehmen, trifft nicht nur für Deutschland zu, sondern gilt generell

für alle hochindustrialisierten Gesellschaften. «Wenn das Bedürfnis besteht, dass mehr hochqualifizierte Frauen ihren Beruf ausüben, Kinderkrippen aber nicht vorhanden sind, dann kommt es zum Engpass», sagt Brombach, «und Frauen überlegen sich, was ihnen wichtiger ist». Gerade in der Schweiz sei das Leitbild – eine gute Mutter sorgt für die Kinder und ist zu Hause – noch sehr ausgeprägt. Dies obwohl Frauen genauso gut ausgebildet werden und sie ihre Qualifikationen auch gerne in einer Berufstätigkeit konkretisieren würden.

### **Die Situation in Deutschland ist vergleichbar mit jener der Schweiz**

In Deutschland wie in der Schweiz gibt es kaum Angebote an Schulmittagessen. Das heisst, das Dilemma ist für die berufstätigen Frauen das gleiche. Auch jene Befragten, die angaben prinzipiell «gern» zu kochen, empfanden den Mittagstisch unter der Woche häufig als «Stress». Sie müssen am Mittag nach Hause rennen und innerhalb dreissig Minu-

ten eine Mahlzeit auf den Tisch bringen. Schliesslich sind die Kinder hungrig, wenn sie nach Hause kommen, aber sie sollen nicht den Külschrank plündern. Die Mittagspause ist kurz, die Devise lautet: «Hauptsache es geht schnell. Hauptsache es schmeckt. Und wenn's dann noch gesund ist, umso besser!» Die Gesundheit spielt bei den meisten laut Brombach keine primäre Rolle, sondern der Faktor Zeit, die schnelle Zubereitung. Der Einsatz von Convenience-Produkten ist häufig und die Wahl der Speisen erfolgt nach den Wünschen der Kinder; denn die Väter sind bei diesem «Familien»-Mittagstisch meist abwesend. Sie verpflegen sich am Arbeitsplatz.

### **Familienmahlzeit löst sich nicht auf, sondern verändert sich**

So wie eine Küche heute völlig anders aussieht als vor hundert Jahren. Genauso haben sich auch die Familienmahlzeiten gewandelt. Die einstige Grossfamilie ist zu einer Kleinfamilie geworden mit nur einem oder zwei Kindern. Das Familienmittagessen ist zu einem Rumpfmahl geworden, an dem oft nur die Mutter und ein Kind teilnehmen. Wichtiger Befund der Studie ist aber, die Familienmahlzeit löst sich deswegen nicht auf, sie hat sich bloss auf allen Ebenen stark verändert: bei den Teilnehmenden, bei der Speiseauswahl (das

Kind bestimmt), bei den Produkten (Tiefkühl, Convenience) und der Kochtechnologie (Mikrowelle), mit denen sozusagen das Wichtigste – ersparte Zeit – gekauft wird.

### **Am Mittagstisch wird erzählt**

Das gemeinsame Gespräch beim Mittagessen war bei der Studie den meisten Befragten so wichtig, dass viele Frauen auf eine Vollzeitbeschäftigung verzichteten, um zur Mittagszeit zu Hause zu sein. Während es früher hiess: «Sei still und iss, mit vollem Munde spricht man nicht!», sind heute die Kinder die Hauptakteure beim Mittagessen. Die gemeinsamen Gespräche am Mittagstisch sind für Mütter oft die einzige Gelegenheit am Tag, etwas über die Aktivitäten der Kinder, über ihren Schulalltag zu erfahren. Mütter sind die passiven Zuhörenden, die Nachfragenden. Das ist es auch, was den Kindern beim Mittagstisch so wichtig ist.

Natürlich gibt es Momente, wo sich Ideal und Realität der Familienmahlzeit treffen (Sonntag, Festessen). Aber bei aller Liebe zu dieser Utopie: Sie lässt sich nicht ohne Verluste in die Gegenwart retten – quer zur herrschenden Arbeitshektik der Industriegesellschaft. «Hauptsache ist aber, dass es die Familienmahlzeit, wenn auch verändert, überhaupt noch gibt», sagt Brombach. ■

**Christine Brombach forscht nicht nur über Essverhalten, sondern isst und kocht auch selbst mit grosser Lust.**



## **Ernährung und Essverhalten als Beruf**

Die gebürtige Schwäbin Christine Brombach studierte in Giessen (D) und Knoxville, Tennessee (USA), Ernährungs- und Haushaltswissenschaften. Nach dem Diplom in Giessen erwarb sie einen Master of Science in Nutrition und Gerontologie in Manhattan, Kansas (USA). Sie promovierte 1998 an der Universität Giessen zum Thema «Ernährungsverhalten von Frauen über 65 Jahren». Im Rahmen verschiedener Forschungsprojekte befasste sie sich mit Essen und Trinken im Familienalltag und Mahlzeiten im europäischen Kontext. Für vier Jahre leitete sie eine grosse repräsentative Studie in Deutschland, die «Nationale Verzehrsstudie II», die zum Ziel hatte, den Ernährungsstatus und das Ernährungsverhalten der Deutschen zu erfassen. Seit Dezember 2006 ist Christine Brombach an der ZHAW in Wädenswil und leitet seit Juli 2009 die Fachgruppe Ernährung und Consumer Science am Institut für Lebensmittel- und Getränkeinnovation. Sie forscht im Bereich Consumer Science, Ernährungsverhalten sowie spezieller Ernährungsverhalten im höheren Lebensalter. Christine Brombach hat drei Kinder im Alter von 10, 12 und 13 Jahren.

## [ Leben im Jugendheim ]

# Eine Familie auf Zeit

Suchtprobleme, psychische oder physische Krankheiten und Gewalt in der Familie: Gründe, wieso Kinder und Jugendliche im Heim landen, gibt es viele. Dass eine Heimplatzierung nicht die schlechteste Variante ist, wenn es in der Familie nicht gut läuft, zeigt das Kinder- und Jugendheim Oberi.

NEVA WALDVOGEL

**G**emütlich ist es in der Wohngruppe zwei: Eine blaue Couch im Wohnzimmer, daneben der Schwedenofen. Der Blick aus den Fenstern führt direkt ins Grüne. Es ist kurz vor 12 Uhr, und langsam trudeln die Kinder von der Schule ein. Kaum sind sie in der Wohnung, begrüssen sie Melanie Hofmann, Mitarbeiterin in Ausbildung und Studentin in Sozialer Arbeit an der ZHAW.

### Harmonie am Mittagstisch

Melanie erinnert ihre Schützlinge ans Händewaschen, «die Seife nicht vergessen». Sobald alle acht Kinder der Wohngruppe am grossen, runden Esstisch sitzen, verteilt Julia Bodenmann, die zweite Betreuerin an diesem Tag, die Portionen. Die Kinder warten mit dem Essen, bis alle bedient sind. Nur ein Mädchen mit Wuschelfrisur hat bereits angefangen. «Warum wartest du nicht auf die anderen?», will Melanie wissen. Geht nicht, das Mädchen muss früher los, zum Blockflötenunterricht. Zum Riz

Casimir gibt's Salat und Sirup. Die Tischrunde ist lebhaft, die Kinder erzählen aus der Schule und machen das Nesthäkchen auf seinen salat-sossenverschmierten Mund aufmerksam. Die ganze Szenerie erinnert eher an eine Grossfamilie als an ein Jugendheim. Dadurch, dass jedes Kind im Betreuer-Team eine fixe Bezugsperson hat, ist die Beziehung zu den Kindern sehr eng: «Es ist schön, dass ich für die Kinder nicht einfach nur eine Sozialarbeiterin bin», bestätigt Melanie die familiäre Atmosphäre.

### Mit den Eltern arbeiten

Nach dem Essen entlassen die beiden Betreuerinnen die Kinder. Diese räumen ihr Geschirr selbstständig in den Geschirrspüler und verschwinden in ihre Zimmer, die mit Postern von Rappern und Tieren dekoriert sind. Die Abläufe wirken natürlich, gehören aber zum Regelwerk des Heims. «Ein klar strukturierter Alltag ist das, was den Kindern zuhause fehlt», erklärt Melanie.

Die Gründe, warum die Kinder hier leben, sind vielfältig. Oftmals können die Eltern die Erziehungsarbeit nicht genügend bewältigen. «Die meisten Eltern stehen der Heimplatzierung ihres Kindes zwiespältig gegenüber», erklärt Karin Schelldorfer, die das Heim seit 2007 leitet.

## Leben im Heim

Das Kinder- und Jugendheim Oberi bietet 31 Wohnplätze in drei Wohngruppen, einer Grossfamilie und in Studioplätzen an, wo begleitetes Jugendwohnen möglich ist. In der Regel sind die Kinder und Jugendlichen zwischen 5 und 20 Jahre alt und besuchen die öffentlichen Schulen im Quartier. Rund fünf Personen sind für eine Wohngruppe zuständig, wobei tagsüber zwei Sozialpädagogen vor Ort sind und in der Nacht eine Person im Heim übernachtet. Zum Auftrag des Heims gehören unter anderem die altersgerechte Grunderziehung, das Erlernen von persönlichen Kompetenzen, die Entwicklung des Selbstbewusstseins und die Verbesserung und Erhaltung der schulischen Leistungen.

«Ihr Verstand sagt, dass es für das Kind zur Zeit besser ist; das Herz sagt manchmal aber eher nein.» Durchschnittlich leben die Kinder zwei bis vier Jahre im Jugendheim Oberi, bis sich die Situation zuhause deutlich verbessert hat. In der Zwischenzeit werden die Eltern in die meisten Entscheidungen miteinbezogen. «Die Elternarbeit ist mindestens so anspruchsvoll wie die mit den Kindern», bemerkt Melanie.

### Alles unter einen Hut bringen

Ab 13.30 Uhr ist es ruhig in der Wohnung, die Kinder sind wieder in der Schule. Zeit zum Entspannen bleibt aber keine. Zu Melanies Aufgaben gehören auch Einkaufen, Putzen, Be-

richte schreiben. Seit anderthalb Jahren arbeitet sie zu 80 Prozent im Oberi, zwei Tage die Woche ist sie an der Hochschule. Eine Doppelbelastung, die viel Disziplin erfordert. Wenn Melanie nach einer Tagesschicht den Präsenzdienst in der Nacht anhängt und im Oberi übernachtet, ist Schlaf knapp. Das macht sich manchmal beim Frühstück bemerkbar: «Meine Geduld ist dann schon mal etwas strapaziert.»

### Freiheiten und Regeln

Um 16 Uhr kommen die ersten Kinder wieder aus der Schule zurück, die Jüngsten brauchen Unterstützung bei den Hausaufgaben. Um 18 Uhr gibt es Abendessen, danach haben

## Soziale Arbeit studieren

Die Praxisausbildung ist ein wichtiger Bestandteil des Studiengangs Soziale Arbeit. Entweder werden während des Studiums zwei Praktika absolviert, oder die Studierenden arbeiten neben dem Studium 70 bis 80 Prozent in einer Praxisorganisation als «Mitarbeiter/-in in Ausbildung». In der Praxis wird diese Studienvariante geschätzt. «Für die Studierenden ist dieses Studienmodell sehr anspruchsvoll, dafür sind sie nach Studienabschluss sofort einsatzbereit», erklärt Karin Schelldorfer, Leiterin des Kinder- und Jugendheims Oberi.

die Kinder Freizeit, bis es gestaffelt nach Alter ins Bett geht. Im Oberi geht es aber nicht nur um fixe Abläufe und Regeln. Vor allem sollen die Kinder hier ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln und «auch mal ihre Freiheiten geniessen dürfen», wie Karin Schelldorfer betont. Gerade am Anfang ist es für die Kinder nicht einfach, sich in die klaren Strukturen einzufügen. «Als ich neu hier war, habe ich mich eingesperrt gefühlt, obwohl es keine Schlösser gibt», sagt der 15-jährige Ilias\*, der seit knapp zwei Jahren im Oberi lebt. Dann lacht er, etwas verlegen: «Vorher war ich eben mein eigener Chef.»

### Auch Vorurteile gibt es

Das Oberi ist auch für Besucher offen, externe Kinder verbringen dank Trampolin und hauseigenem Spielraum gern ihre Zeit hier. Umgekehrt dürfen die Heimkinder auch bei Freunden zu Besuch, sofern deren Eltern einverstanden sind. Trotzdem kämpfen die Heimkinder auch mit Vorurteilen. «Wenn etwas im Quartier passiert, werden manchmal unsere Kinder voreilig verdächtigt», erzählt Karin Schelldorfer. Noch etwas komplizierter wird es bei der Lehrstellensuche: Viele Firmen haben Berührungängste mit Heimkindern. So schwierig die Lebenswege der Kinder sind, Mitleid bringt sie nicht weiter. «Wir versuchen hier, das Beste aus ihrer Situation zu machen», meint Melanie. ■

\*Name der Redaktion bekannt.



Melanie Hofmann,  
Studentin in Sozialer Arbeit



## [ Diagnostikstation für Jugendliche ]

# Verhaltensprobleme umfassend und kosten- günstig abklären

Innovationen geschehen auch in der Sozialen Arbeit nicht täglich. Umso interessanter, wenn sich eine Institution wagt, neue Wege zu beschreiten.

ADRIAN STITZEL

Das Schulheim Elgg – ein Sonderschulheim für Kinder und Jugendliche mit Verhaltens- und Leistungsproblemen – plant die Eröffnung einer Diagnostikstation, die im Rahmen einer kurzen stationären Abklärung die Problemlage des Kindes sowie die Ressourcen und Risiken für seine Entwicklung umfassend abklären will – dies erstmals in der Schweiz. «Oft heisst es, ein Kind habe schulische Probleme. Damit hat man nur an der Oberfläche gekratzt. Das Kind wird häufig mit einem falschen Etikett in eine Institution eingewiesen. Dort kommen die darunter liegenden Probleme zum Vorschein. Manchmal zeigt sich, dass das Kind gar nicht ins Heim gehört, sondern mit Unterstützung in die Familie und in die Regelklasse zurückkehren kann», schildert Werner Kuster, Gesamtleiter des Schulheims, die heutige Situation. «In der Debatte um die integrative Schulung kann – dank einer guten Diagnostik – die Entscheidung für und gegen die Integration von verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern in die Regelklasse ver-

sachlicht werden», ergänzt Kitty Cassée, Professorin am Departement Soziale Arbeit der ZHAW.

### Eine vielversprechende Innovation

1990 fing Werner Kuster seine Karriere in der Sozialen Arbeit in einem Schulheim an. Im März 2008 wurde er Gesamtleiter des Schulheims Elgg. In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich aus seiner Sicht in der Kinder- und Jugendhilfe wenig verändert. «Es werden heute immer noch Kinder und Jugendliche in Institutionen eingewiesen, ohne dass die Indikation für diese einschneidende Massnahme umfassend ermittelt wurde. Das darf doch nicht sein», sagt Kuster. «Vor allem nicht, wenn aus Forschung und Entwicklung vielversprechende Modelle vorliegen», ergänzt Kitty Cassée.

Werner Kuster geht mit gutem Beispiel voran. Die Leitung des Schulheims übernahm er mit der Zusage des Vorstands, die so genannte Kompetenzorientierung einführen zu können, eine von Kitty Cassée und Barbara Los-Schneider, Dozentin am Departement Soziale Arbeit der

ZHAW, entwickelte forschungsbasierte Methodik für die Kinder- und Jugendhilfe. Die Kompetenzorientierung wird aktuell in den fünf Wohngruppen und in der internen Sonderschule des Schulheims implementiert. Sie liefert auch die Basis für die Diagnostikstation, in der Einschätzungen aus der internen Sonderschule, dem sozialpädagogischen Alltag, der Kinder- und Jugendpsychiatrie bzw. -psychologie erarbeitet und mit den Sichtweisen der Eltern und der Kinder verknüpft werden. Das Innovative – im Vergleich zu bestehenden Beobachtungsstationen – sind die kurze Aufenthaltsdauer und die Arbeitsweise, die als Standard über eine Reihe von Instrumenten strukturiert wird. Zudem werden die diagnostischen Prozesse evaluiert und auf ihre Ergebnisqualität überprüft. Das stationäre Angebot kann die ambulanten Abklärungsangebote der Kinder- und Jugendpsychiatrischen und der Schulpsychologischen Dienste sinnvoll ergänzen.

«Die Kinder, Jugendlichen und ihre Eltern wissen nach der relativ kurzen Diagnostikphase, wie die aktuelle Situation eingeschätzt wird

und welche Lösungsschritte geplant sind. Kommt es zu einer Einweisung in unsere Institution, erfolgt eine individuelle Hilfeplanung, damit alle Beteiligten wissen, an welchen Themen gearbeitet werden soll. Damit minimieren wir das Leiden aller Be-

teiligten», schildert Kuster das Ziel der Diagnostik. Zudem kann sich das Kind dank der kurzen Dauer der Abklärung wieder in die Schule integrieren, wenn keine Platzierung nötig ist. Die Erfahrungen im Ausland sind ermutigend: Eine kurze umfassende Diagnostik kann einen Beitrag für gut begründete Interventionen bei Kindern und Jugendlichen mit Leistungs- und Gewaltproblemen, mit Verhaltensauffälligkeiten und Problemen in der Familie leisten.

#### Und die Kosten?

Neben der Transparenz und der verbesserten Struktur des Vorgehens hat die geplante Diagnostikstation das Potenzial zur Kosteneinsparung:

«Wir rechnen damit, dass dank der neuen Diagnostik 20–25 Prozent der Kinder und Jugendlichen nicht stationär platziert werden müssen und dass für sie passendere Intervention (z.B. Familienbegleitung oder Fördermassnahmen in der Regelklasse) indiziert sind. Obwohl der Tagessatz der Diagnostikstation von etwa 700 Franken höher ist als der Tagessatz von etwa 400 Franken im Schulheim, ist das Sparpotenzial erheblich», meint Kitty Cassée. Die Diagnostikphase dauert etwa 35 Tage, eine Heimplatzierung im Schnitt 700 Tage. Die Diagnostikstation rechnet sich volkswirtschaftlich daher bereits nach kurzer Zeit.

#### Geduld ist gefragt

Allerdings braucht es einen langen Atem, um die Politik und die Praxis der Sozialen Arbeit von den Vorteilen einer kurzen Diagnostik zu überzeugen. Kitty Cassée befasst sich seit 30 Jahren mit Fragen der Diagnostik in der Kinder- und Jugendhilfe. Sie hat die Methodik der Kompetenzorientierung mit der strukturierten Diagnostik in Holland kennen gelernt und an Schweizer Verhältnisse angepasst. Zusammen mit Barbara Los-Schneider leitet sie den Weiterbildungsmaster Kinder- und Jugendhilfe. Kitty Cassée unterstützte die interne Arbeitsgruppe des Schulheims bei der Konzeptentwicklung für die Diagnostikstation und wird die Realisierung fachlich begleiten. Die Eingabe an die zuständigen Stellen im Kanton ist vorbereitet – jetzt beginnen die Verhandlungen. «Wenn es bis 2015 im Kanton Zürich zwei Diagnostikstationen für Schulkinder und für Jugendliche gibt, wäre das grossartig», resümiert sie. Werner Kuster doppelt nach: «Wenn sich das Denken durchsetzt, dass es ohne interprofessionelle Diagnostik keine Platzierung mehr gibt, haben wir viel erreicht.» ■

▶ Weiterführende Links:  
[www.kompetenzorientierung.ch](http://www.kompetenzorientierung.ch)  
[www.schulheim.ch](http://www.schulheim.ch)  
[www.sozialarbeit.zhaw.ch/  
weiterbildung](http://www.sozialarbeit.zhaw.ch/weiterbildung)

## Werner Kuster

Nach einer Lehre als Mechaniker und dem Besuch der Kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene absolvierte Werner Kuster die berufsbegleitende Ausbildung an der Schule für Soziale Arbeit (heute Departement Soziale Arbeit der ZHAW). Ins Schulheim Elgg kam er als Teamleiter. Er absolvierte eine Managementausbildung und wurde im März 2008 Nachfolger von Hermann Binelli, der das Schulheim Elgg während 35 Jahren geleitet hatte.



## [ Herausforderung Elternschaft ]

# Für den optimalen Start ins neue Leben

Wenn ein Kind zur Welt kommt, ist das für die Eltern oft eines der schönsten Erlebnisse überhaupt. Doch die neue Situation bringt auch Herausforderungen. Wie sehr dabei Müttern und Vätern geholfen wird, untersucht die Leiterin der Hebammenforschung Claudia König.

ANDREAS GÜNTERT

**A**m Anfang steht die Freude, ein schier grenzenloses Hochgefühl. Ein Kind zur Welt zu bringen ist ein Ereignis, das in allen Gesellschaften der Welt gefeiert wird. Stolzen Müttern und Vätern ist dabei – wohl auch zum Glück – noch gar nicht bewusst, was alles auf sie zukommen wird.

### Das sozioökonomische Niveau beeinflusst die Elternschaft

«Elternschaft», sagt Claudia König, die seit 2008 die Forschungsgruppe am Institut für Hebammen der ZHAW leitet, «ist neben dem freudigen Ereignis gleichzeitig auch eine Statuspassage im Leben von Mutter und Vater, der Übergang in eine bisher unbekannte Phase.» Ein neuer Abschnitt, der gerade von Müttern auch als Überforderung empfunden werden kann. Probleme beim Stillen, postpartale Stimmungskrisen, finanzielle Mehrbelastung, Herausforderung der Rollenübernahme als Mutter und Vater – oft genug zeigen sich kurz nach dem Verlassen des Spitals schwierige Situationen. «Viele Jungeltern», sagt König, «befassen sich zu wenig mit der Zeit nach dem überwältigenden Ereignis, selbst wenn sie sich in Kursen während der Schwangerschaft vorbereitet haben.» Auch wenn es so etwas wie «Standard-Eltern» nicht gebe, kann König anhand von Daten aufzeigen, dass eine Wechselwirkung zwischen Elternschaft, persönlichem Wohlempfinden und den Lebensbedingungen existiert.

Während die Familiengründung für sozioökonomisch gut gestellte Paare mit einer Gesundheitssteigerung einhergeht, bedeutet sie für die sozial Schwächsten eher ein (weiteres) gesundheitliches Risiko: «Ob und wie positiv sich Nachwuchs auf die Gesundheit der Eltern auswirkt», weiss König, «hängt mitunter stark von den finanziellen und personellen Ressourcen und vom professionellen Betreuungsumfeld ab. Ist eine junge Mutter auf sozioökonomisch tiefem Niveau auch beruflich aktiv und muss zu Hause einen Grossteil der Arbeiten erledigen, dann bedeutet ein Kind vor allem eines: noch einen Stressfaktor mehr.» Statt grenzenlosem Glück droht jungen Paaren so eine regelrechte Zerreihsprobe.

### Evaluation der Wöchnerinnen-situation

Welche Betreuungsangebote zur Unterstützung in dieser wichtigen Statuspassage in der Schweiz existieren und wer sie in Anspruch nimmt, das ermittelt König derzeit zuhänden des Bundesamtes für Ge-



Claudia König,  
Gesundheitssoziologin



sundheit mit der Forschungsarbeit «Evaluation und Bestandesaufnahme der Wöchnerinnensituation in der Schweiz». Das Projekt geht auf einen Auftrag der nationalrätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit zurück, die im August 2002 den Bundesrat beauftragte, einen Bericht über den Gesundheitszustand von Wöchnerinnen und deren Betreuung zu erstellen. Seit Dezember arbeitet die Gesundheitssoziologin an der Studie, die bis Ende April dieses Jahres fertig gestellt werden soll. Anschliessend wird der Bericht dem Nationalrat überwiesen. «Hauptsächlich», sagt die Forscherin, «wird dabei die Angebotslage für Wöchnerinnen nach der Geburt evaluiert.» Tatsächlich kommen junge Eltern mit einer Vielzahl von Professionen in Kontakt, seien es Hebammen, Kinderärztinnen und -ärzte, Gynäkologen, Mütter- oder Stillberaterinnen. Das Ergebnis dieser Auftragsforschung müsse man sich als eine Art «Fotografie des bestehenden Versorgungsangebotes» vorstellen.

Die Befunde dieser Bestandesaufnahme werden mit grossem Interesse erwartet, zumal sich die Aufenthaltsdauer im Spital mit der Einführung neuer Fallkosten-Pauschalen weiter verkürzen wird. Ausserklinische Ver-

sorgungsangebote für Wöchnerinnen und deren Familien gewinnen dadurch an Wichtigkeit.

#### **Beraterin und Gesundheitssachverständige in einer Person**

Naturgemäss streicht Claudia König in der Bedeutung der Betreuungssituation vor allem die Rolle der Hebamme heraus: «Die Hebamme ist eine kompetente Beratungs- und Betreuungsperson für die werdende Mutter, begleitet die Geburt im Spital, Geburtshaus oder nach Wunsch auch zu Hause, und bietet auch in der Zeit danach optimale, den individuellen Bedürfnissen angepasste Starthilfe für die junge Familie.» Eine Rolle, die einiges an medizinischem Wissen, Engagement und emotionaler Stärke bedingt, ist doch eine Hebamme «Beraterin und Gesundheitssachverständige in einer Person». Um junge Berufsleute dazu optimal auszubilden, bietet das Institut für Hebammen der ZHAW seit September 2008 einen vierjährigen Bachelorstudiengang an. Das Curriculum umfasst neben einer fundierten, auf den aktuellsten Erkenntnissen basierenden theoretischen Ausbildung entsprechend viele Praxismodule als Vorbereitung für die facettenreiche Hebammenarbeit. ■

## **Europa-Projekt zur Elternschaft**

Esmee – so könnte ein frischgeborenes Mädchen heissen, eines vielleicht mit Wurzeln östlich von Winterthur. Für die ZHAW allerdings ist es von grösserer Relevanz, dass es sich bei Esmee um ein Akronym für «European Survey of Marternity Expectations & Experiences» handelt, also um eine europäische Erhebung zu Erwartungen und Erfahrungen der Mutterschaft. Die ZHAW wirkt mit an diesem Projekt, das sich länderübergreifend um das Thema Geburtserfahrung kümmert und dokumentieren will, wie Nachwuchs die Gesundheit der Eltern beeinflusst und welche Leistungen in den jeweiligen Ländern jungen Eltern angeboten werden. «Es wird sehr interessant sein, von den Erfahrungen anderer Länder zu lernen», sagt Claudia König, die als Schweizer Vertreterin jüngst an einem Kongress in Belgien dabei war. Am Projekt «Esmee» wirken Expertinnen aus Deutschland, England, Belgien, Holland, Finnland, Schweden, Tschechien und Polen mit. Das Projekt ist auf fünf Jahre angelegt und kann neben dem Gewinn länder-spezifischer Erkenntnisse auch dazu beitragen, die Reputation des Instituts für Hebammen der ZHAW paneuropäisch zu stärken.